

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mittelbadischer Courier. 1896-1936 1933

51 (23.12.1933) Illustriertes Unterhaltungsblatt

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Nr. 51/1933

Beilage zum „Mittelbadischen Kurier“ 59. Jahrgang

Und dann, ein paar Tage später, stand Frau Hünke unerwartet im Wohnzimmer, einen verbissenen, trockigen Zug im Gesicht: „Frau Apothekern, nun will ich mein Kind wieder haben!“ Dabei blieb sie, achtete nicht auf Lieselottes verängstigte Augen, auf keinen Einwand. „Mein Mann will das!“ — Von der Ehezeine zu Hause erzählte sie nicht. Grete hatte dem Vater neidisch von Lieselottes schönen Kleidern erzählt, von dem guten Leben im Apothekerhause, und Hünke gepölkert: „Das Mädel soll wieder her. Das wird da bloß verdorben, daß es nicht mehr zu uns paßt und uns von oben her anguckt! Ich brauch nicht solche feine Tochter!“ Er hatte freilich Hintergedanken. Die reichen Apothekers konnten ja ein paar Tausender bieten — so viel, daß sie hier alle davon leben konnten, dann mochten sie das Gör behalten! —



Ein kleiner Engel

Vielleicht hatte Marie auch so gedacht, aber sie wartete, daß ein solcher Vorschlag von der Gegenseite ausgehen sollte. Als indes der Apotheker, herbeigerufen, achselzuckend sagte: „Wenn die Mutter darauf besteht, haben wir kein Recht, das Kind zurückzubalten“, suchte seine Frau seufzend Wäsche, Kleider und Spielzeug der Kleinen zusammen, es der Mutter mitzugeben. Ein Ruß auf Lieselottes vor Schreck erblaßten und verstummten Mund, ein paar Tränen — und schon hatte Marie mit Hast ihr Kind mit sich gezogen und war gegangen, ohne Dank, innerlich sehr enttäuscht.

Ihre Enttäuschung machte sich später gegen das Kind Luft. Wenn dies schüchtern bat: „Ich möchte Mutti besuchen“, wurde es angeschrien: „Du sollst nicht Mutti sagen zu der. Die wollen dich gar nicht haben, sonst hätten sie dich nicht fortgelassen!“ Und das Kind verschloß Gram, Enttäuschung und Sehnsucht in sich. Was es im Herzen litt durch die Trennung von schönen, geordneten Verhältnissen, von guten Menschen, von soviel Frieden und Freude, davon kam nichts über seine Lippen. Aber die runden Wanglein magerten wieder ab und die Kehrgänge sahen mit bitterem Klagen in die veränderte Umwelt. Und als Frau Willig einmal das Kind auf der Straße traf und anrief, da flüchtete dieses, statt dem Ruf zu folgen, in Scheu und Scham über die wieder so vernachlässigte Kleidung. Frau Willig aber dachte getränkt: „Undank ist der Welt Lohn! Daß ich das auch mit der Lieselotte erleben muß! Kinder vergessen rasch!“ — Aber es kam eine Stunde, die sie eines anderen belehrte. Weihnachts-Heiligabend! Tiefe Dämmerung schon draußen auf den vom Schneesturm durchstosten Gassen, Glodenklänge, verweht, halb zerrissen durch Wind und Wirbel, und doch sieghaft und feierlich hineindringend in die Häuser, in denen die Liebe legte, ordnende Hand anlegt an die Gaben, die sie heute verteilen will, in denen eine stille, freudige Geschäftigkeit herrscht und ein erwartungsvolles Kinderläuschen und Lachen. Schon läutet es zur Christabendfeier, jetzt ist bald Bescherungszeit. —

Frau Apotheker Willig kam mit Schwägerin Anna aus der Christmette. Der Weg von der Kirche her war nicht weit, aber sie atmeten beide auf, als die Haustür in den Angeln knarrte. Sie, was für ein Wetter, gar nicht wie Weihnacht! Sie stampften den Schnee von den Schuhen und schüttelten die wärmenden Pelzhüllen.

„Gut, daß Bubi bei Vater im Laden blieb. Er ist so schon erkältet! Na, droben ist's mollig — und der Christbaum wird bald leuchten!“ Dann kam ein vernehmlicher Seufzer. Ihr war heute gar nicht froh zumute. Sie mußte an die beiden vergangenen Weihnachten denken und an das kleine Lieselottchen. Sie fühlte Unruhe, etwas wie Reue. Das Geschenktpaket für die Hünkes, das sie ohne Willen und Wissen des Mannes zurechtgemacht hatte, der von dem „undankbaren“ Volk nichts mehr hören wollte, lag freilich schon für

morgen früh bereit, Emma sollte es hintragen. Aber — das stillte die Unruhe nicht. Und die rechte Weihnachtsfreudigkeit wollte gar nicht aufkommen.

Sie seufzte nochmals und stieg die Treppe empor. Das Gaslämpchen im Flur unten leuchtete nur dürrig, breit lag der Schatten auf den obersten Stufen. Und plötzlich stieß der tastende Fuß an etwas, das dunkel, weich, unförmlich im letzten Stufenwinkel lag. „Was ist denn hier?“ Sie bückte sich, fühlte, faßte etwas Lebendiges, eine zusammengefunken menschliche Gestalt — ein Kind; riß es auf, suchte durch das Dämmerlicht zu erkennen und schrie leise auf: „Mein Gott, Anna, schnell — das ist doch — Lieselotte?“

Zwei dünne, eiskalte Händchen krampften sich um ihren Arm, ein wimmerndes Stimmchen: „Mutti, Mutti, ich will hierbleiben — ich geh' nie wieder weg, nie! Er — er hat so schrecklich —“ Und wildes, jammernendes Schluchzen.

Lieselotte war aus ihrem Zuhause heimgeflüchtet zu Mutti. Und hochte nun, zitternd, halb bewußtlos in der Sofaecke, leise aufstöhnend, als sorgende linde Hände mitleidig über die blauen Striemen und Beulen strichen, mit denen das hagere Körperchen bedeckt war. „Er“, der Vater schlug sein armes Kind grausam, roh, weil es seine „Mutti“ nicht vergessen konnte, weil es immer wieder zu ihr verlangt hatte. So viel brachte man heraus. Und immer wieder kam das Wimmern: „Ich bleib bei dir, ich will nicht weg!“

„Das sollst du auch nicht, Lieselotte“, tröstete die „Mutti“. „Erst aber feiern wir Weihnachten“. Ihr war wieder leicht ums Herz. Jetzt sollte sie keiner mehr wankend machen in ihrem Entschluß, auch ihr Mann nicht. Lieselottchen sollte bei ihr bleiben, für immer, und wenn es auch Opfer kostete. Aber Hünke, dem man mit einer Anklage wegen Kindesmißhandlung drohte, wagte keinen Widerspruch und keine unverschämte Forderung. Und so ist das kleine Lieselottchen denn noch heute Apothekers glückseliges Pflegetöchterlein.

(Schluß von Seite 5).

Schwabenriedlung, die inmitten der ungarischen Tiefebene liegt, singt die Jugend vor den Häusern ein volkstümliches Weihnachtslied, natürlich im urwüchsigsten Dialekt:

Wir kommen daher ohn' alle Gefahr,
Was wünsch' mer denn dem Herrn?
Ein glückseliges Neujahr und eine fröhliche Zeit,
Wie Maria zum Kindlein bereit!
Joseph zieht sein Hemmedlein heraus
Und schneid' dem Kind drei Windlein draus.
Das erste ist so kurz, das zweite ist so lang,
Das dritte wie mel'm Jesu sein Bind'.
Bind ihn ein mit ganzem Fleiß,
Wie die Englein im Paradeis.
Im Paradeis geht's Springelein gesprungen,
Alle Leut' der Not sein entronnen!

Das Brauchtum der Weihnachtszeit findet am Dreikönigstag seinen Ausklang. In den Ofener Bergen, wenige Kilometer von der Hauptstadt entfernt, gehen drei Buben als die heiligen drei Könige: „Melcher, Balsar, und der schwarze vom Mohrenland“ in die Häuser und singen ein rührend-naives Bettliedchen. — Dann dauert es wieder ein langes, langes Jahr mit all seinen Mühen und Plagen, bis wieder einmal vor der Tür einige helle, frische Stimmen erklingen:

Wir heiligen drei König mit unserm Stern,
Wir loben Gott und preisen den Herrn,
Wir loben Gott und preisen den Herrn!



Frieden auf Erden . . .



Weihnacht in den Bergen

Die Berge sind wie weiße Kerzen,
Die tief in Gottes Himmel ragen
Und Tausend', aber Tausend' Sterne
Als kleine, gold'ne Flammen tragen.

Die Glocken rogen hin und wieder
In Tälern, wo die Lannen stehen,
Wie dunkle, stille Erdenpilger,
Die zu der Bergkapelle gehen,
Die droben, hoch in Einsamkeiten,
Den Turm ins Sternengefunkel breitet ...
Kein Mensch ist, der aus Dörfern, Häusern
Heut' zu der kleinen Kirche schreitet.

Und in den Menschenherzen blühen
Die alten, trauten Christnachtsfagen ..
Die Berge sind wie weiße Kerzen,
Die tief in Gottes Himmel ragen ...

Hans Gäßgen.

Häb'reckes Weihnacht VON WALTER PERSICH

Häb'reck, der Kutscher, hätte ja auch jeden Tag, wie viele seiner Berufsgenossen, eine Autotaxe bekommen können. Nach dem Ableben seiner Frau wollte er aber nicht mehr. Nein — sein Bier trank er schweigend, der Redselige, und so gingen die Zeiten, trüb waren die Tage, hell stachen die Sonnenstrahlen in seine alten Augen, dann kam der Blätterfall und ihm folgte der Schnee.

Als am Weihnachtsabend die Kirchenglocken in das Gewissen

der Stadt hämmerten, erwischte er hie und da eine Fuhrer und holperte hinaus in irgendeine Vorstadt. Schön war es nicht, gerade heute zu fahren. Aber besser, als das gewohnte Nichtstun, als das schläfrige Hoden an einem Fleck, bis nach der Polizeistunde die Kraftbroschäten alle unterwegs waren und der späteste Bummeler seinen Schlag aufriß, besser war es schon. Lotte griff beinahe lustig aus, Bewegung schien auch ihren Knochen gut zu tun. Aber nun hatte er wohl doch die

nachdem sie dem Kinde ein paar liebe Worte gesagt, es gestreichelt hatte. Küssen? Erst — ein Reinigungsbad! Solch unsauberes Loch hier! Etwas lässig war Marie immer gewesen — aber diese Unordnung?! Kein Wunder, daß der Mann da zum Säufer geworden war!

„Und dabei ist die Marie von Mutterseite her aus ganz guter Familie! Hoffentlich schlägt das Kindchen nach deren Art. Das arme Ding soll es gut haben bei uns!“ —

Lieselottchen war anfangs recht schüchtern. Aber die großen Neugierigen schauten so dankbar zu der neuen Pflegerin auf, die neben dem frisch bezogenen Bettchen saß, darin die Kleine lag, gebadet und rein gekleidet, und mit gehorlam gefalteten Händchen das vorgeprochene Gebet nachstammelte. „Wie schmal das Gesicht aussieht“, dachte die Pflegemutter. „Nun, du sollst bald runde Wänglein bekommen!“

„Ach Frau Apotheker, seh'n Sie bloß, wie schrecklich!“ rief Emma, das Dienstmädchen, das am anderen Morgen mit der Ordnung des verwirrten Blondhairs beschäftigt war. „Vorichtig, daß Sie ihr nicht wehtun“, hatte die Hausfrau gemahnt. „Das Kind hat einen Ausschlag auf dem Kopfe!“

„Ausschlag?“ Emma schüttelte sich. Jetzt im hellen Morgenlicht sah man erst, woher der kam, und da half kein Gel: Schere her! Das Blondhaar fiel und wanderte in den Ofen, Lieselottchen bekam eine Essigkappe und wurde drei Tage vom Familientisch ausgeschlossen. Aber als kaum eine Woche vergangen war, da spielte im Vorgärtchen ein ganz anders aussehendes, hübsches, gewektes, kleines Mädel, benahm sich gar manierlich und artig bei Tisch und zeigte großen Eifer, der „lieben Mutti“ folgsam zu sein, mit Scheuer, doch mehr und mehr offen hervortretender Zärtlichkeit dieser „Mutti“ für alle aufgewendete Liebe und Pflege dankend. Als „Bubi“, der einzige elfjährige Apothekerspröhlings zu den Oktoberferien heim in die Kleinstadt kam, staunte er über das neue Pflegeschwesterchen und schloß mit ihm herzlichste Freundschaft. Wenn er auch der Mutter und Tante Annas Liebe jetzt mit ihm teilen mußte. Lieselottchen war ganz wie Kind im Hause; sie schien zum Glück der „feineren“ Großmutter nachzuarten.



Weihnachten fern der Heimat

Welch ein Jubel dann zu Weihnachten! So viel hübsche Geschenke — solch einen Christbaum hatte Lieselotte noch nie gehabt. Stürmisch umarmte sie immer wieder die Pflegeeltern, wiederholte: „Mutti, Mutti, ich hab' dich so lieb!“ —

Dann, zwischen Weihnachten und Neujahr, bekam Lieselotte Besuch von ihrer Mutter und Schwester Grete. Sie hatte sich für ein paar Tage freigemacht, hauste derweil in der früheren Wohnung, die eine Arbeiterin ihr abgemietet. Marie kannte ihr jüngerer Töchterlein kaum wieder, so gesund und frisch war es. Ja, die Lieselotte konnte lachen, die hatte in den Glückstoppf gegriffen. Und die Frau Apotheker wollte sie wirklich die ganzen zwei Jahre behalten. Bis sie zur Schule mußte? Na, ihr, der Mutter, konnte es recht sein! —

Lieselotte war sehr still gewesen, während der Besuch da war. Als er gegangen war, fiel sie der Pflegemutter um den Hals: „Mutti, ich bleibe immer bei dir, ja!“



Wachtdienst am Heiligen Abend



Weihnachten an Bord eines Dampfers der Hamburg-Amerika-Linie

Der gab es einen Stich, und sie fühlte, daß ihr Gatte recht hatte mit seinen Warnungen: „Verwöhne das Kind nicht zu sehr — das ist nicht gut für später, wenn es zu den Seinen zurück muß!“ Ach — bis dahin war noch lange Zeit! —

Die Monate gingen, das zweite Jahr von Lieselottes Glückszeit nahte seinem Ende. Und eines Tages traf Frau Willig, die Kleine an der Hand, auf der Straße die Frau Hinke mit Grete.

„Mein Mann ist wieder da und die Grete auch.“ Sie blühte schon zur Seite, Grete aber starrte mit offenem Reid auf das „feine“ Schwesterchen, das ängstlich auf beide blickte und der „Mama“ nur zögernd das Händchen gab. Frau Willig war nicht minder erschrocken als Lieselotte. „Bis Ostern, bis zum Schulanfang war es ausgemacht“, sagte sie im Gespräch, „das ist noch eine Weile hin!“

Dann hatte man sich getrennt. Zu Hause aber gab es wieder die stürmische Umarmung: „Mutti, du bist mein Liebstes — ich — ich möchte immer bei dir bleiben, will nicht weg! Was würde auch der Bubi sagen?“ — Frau Willig kämpfte mit sich. Gern hätte sie das Kind ganz behalten, aber darauf ging ihr Mann nicht ein — und die Hinges noch weniger. —

Lieselottes Heimkehr

WEIHNACHTS-ERZÄHLUNG
VON FLORENTINE GEBHARDT



Heiliger Abend in der Familie

„Marie — ich hätte Sie fast nicht wieder erkannt! Geht es Ihnen nicht gut?“

Die blasse, heruntergekommen aussehende Frau seufzte: „Ach, Frau Apotheker'n wie soll mir's wohl gut geh'n? Seit sie den Hinke —“

Die Frau Apotheker, die ihren augenblicklich stark beschäftigten Mann im Laden vertrat, sah die Kundin schärfer an: „Was ist mit Ihrem Manne?“

„Ach wissen Sie noch nicht? Sitten muß er, zwei Jahre, weil er doch den Maurerpolier, der ihn immer so geschunden hat bei der Arbeit, kaputtgehauen hat. Im Streit, und betrunken war der Hinke auch — und nu! An die zwei Wochen sitzt er schon —“

„Das ist ja schrecklich! Aber habe ich Sie nicht damals schon gewarnt, als Sie noch bei mir dienten? Als Sie den rohen Menschen durchaus heiraten wollten?“

„Ach, sonst ist er 'ne Seele von Mann, bloß, wenn er was im Kopf hat — und zuletzt war es schlimm geworden mit dem Trinken. Was die guten Freunde sind — die haben schuld —“ Sie unterbrach sich, weil das kleine Mädchen an ihrer Seite einen heftigen Hustenanfall bekam, und beugte sich zu dem Kinde:

„Na, Lieselotte! Haben Sie nicht was gegen den schrecklichen Husten, Frau Apotheker? Das Ding quält sich so arg damit — und den Doktor? Wovon soll man den bezahlen? Arbeit ist nicht — wo alle Leute wissen, daß der Hinke sitzt —“

Frau Willig hatte dem Kinde eine Pastille in das Mündchen gestopft und betrachtete es mit Mitleid. Glend sah es aus, auch in der Kleidung, aber sonst war es ein hübsches, etwa vierjähriges, zierliches Ding mit großen Rehhaugen und ungewöhnlich vollem, wenn auch arg zerzausstem Blondhaar.

„Satten Sie nicht zwei Kinder, Marie?“
„Die Grete. Vorige Woche hat die meine Schwester mit aufs Land genommen, wo sie verheiratet ist. Da haben sie sowohl, wie sie brauchen, Grete kann schon mit zugreifen, und ich bin die eine Sorge los. Wenn ich wüßte, wo ich die

Lieselotte auch unterbringen könnt', solange, bis der Hinke wieder frei wird —“

„Was meinen Sie damit, Marie?“
„Weil ich außerhalb 'ne Stelle kriegen könnt', in 'nem Gasthaus — aber das Kind wollen sie nicht mit da haben. Wenn ich wen wüßte, der's derweil zu sich nehmen möcht! Am Ende hört Frau Apotheker was. Aber zu all und jedem geb' ich die Lieselotte ja auch nicht.“

„Ich werd' dran denken. Sagen Sie mir Ihre Wohnung. Und hier ist ein Tee und Zuckertant, jeden Abend eine Tasse voll — das ist gut gegen den Husten. Ich seh' einmal nach Ihnen, Marie —“

Der Dank, die Antwort war nur zögernd herausgekommen, Frau Willig achtete nicht darauf. Aber der Gedanke an das hübsche, so verwahrloste Kindchen verließ sie nicht, und am Abend erzählte sie ihrem Manne von Marie und fügte hinzu: „Wenn ich es recht überlege — so eine Kleine füttert man noch mit durch. Und seit unser Junge auswärts auf der Schule und nur in den Ferien hier ist, kommt mir's im Hause manchmal zu still vor. Wenn wir für die zwei Jahre das Kind zu uns nähmen —?“

Der Hausherr hatte Einwände, und die Schwägerin, die gerade zu Gast war, auch. Aber schließlich siegte Frau Willig.

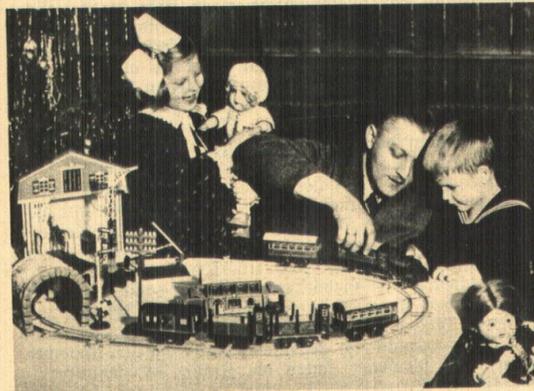
Frau Hinke machte teurerlei Schwierigkeiten, sie schien sogar so etwas erwartet zu haben. Und Klein-Lieselottechen legte ihr mageres Händchen ganz zutraulich in die Rechte der fremden Dame, die fragte: „Würdest du mit mir gehen und bei mir bleiben wollen, Lieselotte?“

Wortreich dankte Marie: „Sie werden es leicht haben mit ihr, gutartig ist sie und anhänglich. Und ich kann dann schon übermorgen weg. Aber Weihnachten krieg' ich schon mal 'n Tag frei, daß ich nach ihr sehen kann. Wann wollen Frau Apotheker, daß ich sie bringe?“

„Packen Sie nur alles Nötige zusammen und bringen Sie das Kind noch heute abend. Wir richten alles ein.“ Sehr haftig empfahl sich Frau Willig,



Den Baum hätten wir nun ...



Eltern und Kinder nützen die Feierlage



Weihnachts-Symbole

Die drei Weihnachtssymbole sind der Tannenbaum als der seit alten Zeiten überlieferte natürliche Schmuck des deutschen Familienheimes zur Zeit des Christfestes, die Mistel mit ihren immergrünen Blättern, die zur Ausschmückung der Wohnungen besonders in England und Italien bevorzugt wird, und die Christrose, die einzige Blume der Winterzeit

lechte Fahrt des Abends gemacht. In den Fenstern sah man schon die Kerzen glimmen.

Häbrecke wollte zur inneren Stadt abbiegen, er mußte eine Kirche umkreisen — hier stand wie verloren ein Mann, groß, gebeugt, und sehr alt. Im Schein der Straßenlaterne wirkten Kleider und Schuhe vornehm, die Nase sprang hart hervor, und hierzu stimmte nicht so recht, daß seine Augen jung waren. Der Herr nannte in kurzem Ton eine entfernte Billenstraße als Ziel und verschwand im Wageninnern.

„Hüh“, sagte Häbrecke, ließ die Zügel freundlich ermunternd mit einem dünnen Klatsch auf Lottes Decke fallen, und wieder bewegte sich die Droschke, als sei sie Überrest und Symbol einer verwehenden und vergehenden Zeit, vorüber an den schneebedeckten Laternen, den mit weißem Flausch belegten Ranten des Bürgersteigs und über die leicht glitschigen Steine, auf denen das Pferd flug balanzierte. War ja nicht der erste

Winter, den Lotte und der alte Häbrecke erlebten! In der Billenstraße glänzten hinter den Gardinen seidene Lampen. Aus einem Hause hörte man leisen, schönen Gesang. Häbrecke kam es vor, als trappe sogar Lotte behutsamer — und dann hielt er mit einem Rud. Sowas war ihm in dreißig Jahren, die er fuhr, noch nicht begegnet: er hatte vergessen, die Nummernschilder zu beachten. Umständlich kletterte er vom Boß, wollte gerade auf eines der verzierten Gitter zugehen, als der Herr den Schlag auftrifft.

„Entschuldigung, der Herr — ich hab, verdußelt, nicht auf die Nummern geadt . . . ich seh, 's ist noch 'n bißchen weiter. Ich fahr' schon, aber — der Herr kennen mich?“

„Ja, Häbrecke. Bin doch wohl hundertmal mit Ihnen gefahren. Nicht nur das — der Junge, der Ostar, als der groß war und wir unsern Wagen noch nicht hatten, ist der immer

mit Ihnen morgens in die Firma gefahren, jeden Tag, Häbrede. Bis zum Feldzug. Bei Ypern lag er, Häbrede, daher war seine letzte Karte gekommen. „Wir siegen immerzu“, stand darauf. Und „morgen ist Weihnachten, ob da auch geschossen wird?“ Das war das Letzte.

„Das war Ihrer?“ sagte der Kutscher, „also wissen Sie, Herr, wenn ich keinen erinner, den muß ich im Kopfe haben. War immer kreuzlustig, der junge Herr und kreuzbrav glaub ich auch.“

Die beiden Männer standen im Schnee, Lotte fröstelte ein bißchen, da merkte Häbrede erst, daß der Hut des Herrn schon einen runden weißen Rand trug, als wolle er zur Masterrade fahren. „Kenn ich, Herr. Meiner hieß Herrmann. Ein breiter Bursche, der zwei Zentner mit einer Hand balancierte. Ihn haben die Amerikaner erwischt, er war der letzte Mann in einem Unterstand. Nun, er ist wenigstens heil weggekommen aus dem Krieg, und nun lebt er drüben und schickt mir alle Monat ein paar Dollars von seinem Verdienst. Hier ist sein Bild, Herr, und das da, das Kleine, das ist sein Junge. Er hat drüben ein braves Hamburger Mädel zur Frau bekommen.“

„Ja“, erklärte der Herr, „hier stehen wir im Schnee, Häbrede! Wollen Sie nicht den Abend zu mir kommen? Es ist alles so leer da, deshalb bin ich vorhin in der Kirche gewesen.“

Da gingen sie nun nebeneinander her, der wohlhabende Herr und der letzte Droschkenkutscher der Stadt, zwei einsame Väter am Weihnachtsabend, und neben ihnen durch den Schnee stapfte Lotte mit dumpfen Hufen die paar Häuserlängen weiter bis zum Hause des Fremden. Die Kemise mit der Breat bot warme Unterkunft für Lotte, die Droschke konnte im Garten stehen, Licht blühte auf in warmen weiten und gepuhten Räumen, aber Stille lag darin. Nur das Feuer in den Kaminen war Leben. Im Arbeitszimmer des Herrn wartete ein gedeckter Tisch und hinter ihm redete sich eine Lanze.

Viel fragte Häbrede nicht — er nahm sein Feuerzeug aus dem feuchten Rock, ließ es ausschnappen und steckte ein Licht nach dem andern an, drehte am Schalter und tauchte das Zimmer in den Goldglanz des Kerzenlichtes, während der Herr sich zu schaffen machte, bis sie um ein einladendes kaltes Essen mit dampfendem Punsch saßen.

Eine Stunde oder so hatten sie geschwiegen, die Lichter waren halb heruntergebrannt, da erhob sich der Besitzer all dieser Herrlichkeiten, ging an seinen Schreibtisch und brachte

ein Bild: „Das ist der Ostar, erkennen Sie ihn? Er könnte hier bei uns sitzen, wäre all dies nicht gewesen. Wir beide hätten uns nicht kennengelernt, hätten uns nicht beide unter den Anzug geguckt, Häbrede, wäre es nicht gewesen. Heute vor ein paar Jahren ist er gefallen. Sehn Sie sich um: was soll das alles, was soll dieses Haus, was soll die Firma? Wenn ich vorübergegangen bin, dann steht alles da. Häbrede, wollen Sie bei mir bleiben? Vielleicht schreiben wir dann Ihrem Hermann, seiner Frau und seinem Kind, daß sie sich dies hier einmal ansehen und es vielleicht aus unser beider Hände entgegennehmen, wenn, wenn wir davongehen? Sagen Sie ja, Häbrede, Ihre Lotte soll es gut haben — denn — ich bin — dann nicht mehr ohne Sinn auf der Welt!“

Häbrede war an den Baum gegangen, dessen erste Kerzen langsam verflackerten, und jetzt sagte er vor sich hin, ohne zu wissen, wie es eigentlich aus ihm hervorkam:

„Friede auf Erden . . . und den Menschen ein Wohlgefallen — ja, Herr, aber wir wollen uns jeden Tag etwas Bewegung machen und auch der Lotte. Ich darf Sie doch ausfahren? Sonst hat alles keinen richtigen Zweck . . .“

Der Christbaum-Engel

aus Rauschgold, seit Jahrhunderten in Südbayern und Tirol gebräuchlich.

Zur Weihnachtszeit bei den ungarischen Schwaben

Alte Volksspiele und -Bräuche

Aber eine halbe Million Deutsche leben heute auf dem Gebiet des durch den Trianoner Vertrag so klein gewordenen Ungarn. Da sie meist in Bauerndörfern wohnen, haben sie durch ihre Abgeschlossenheit von der Außenwelt, umgeben von ungarischen und slawischen Siedlungen, noch viel altes deutsches Brauchtum lebendig erhalten, was in der Urheimat längst erloschen ist. Die Kolonisten wanderten während des 18. Jahrhunderts aus Südwestdeutschland aus und wurden in Ungarn, das damals durch die Türkenkriege in weiten Landstrichen sehr verwüstet und entvölkert war, zu beiden Seiten der Donau angesiedelt. Als genügsame Leute, die sich durch zähen Fleiß zu Wohlstand und auch beträchtlichem



Reichtum emporarbeiteten, lebten sie ziemlich unbeeinflusst durch städtische Zivilisation, und hielten fest an ihrer väterlichen Eigenart in Sprache, Tracht und Sitte.

Wenn es in den Schwabendörfern auf den Winter zugeht, kommen die „Kameradschaften“ der Burschen und Mädchen — aber auch die älteren Leute in kleinen Gruppen — allabendlich zur „Spinnstub“ zusammen. Dort wird nun fleißig Hanf gelponnen, gestrickt und geflickt — aber auch fröhlich in berber, luftiger Art geschäkert, gesungen und gespielt. In anderen Bauernstuben geht es ganz ernsthaft her. Da verammelt sich z. B. unter einem „Spielmeister“ — ein Amt, das sich in einer bestimmten Bauernfamilie forterbt — eine Kameradschaft älterer 18 bis 20jähriger Burschen, die am Heiligabend das Herodespiel aufführt. Dabei wirken an 10 Spieler mit: die heiligen drei Könige, Maria und Joseph, Herodes und sein Bedienter und einige Hirten. Der Text des Spieles, der sich mündlich im Dorf von Generation zu Generation vererbt hat, ist altes deutsches Volksgut: Reste mittelalterlicher Volksschauspiele. Abend für Abend wird geprobt. Die „Gläh“ und die ganz wenigen Bewegungen des herbstarrten Gebärdenspiels werden einstudiert und die Melodien der Gesänge dazu gelernt. Pfarrer oder Lehrer sind dabei nicht beteiligt! Hier arbeitet das einfache Volk selbst an seinem Werk; zwar nicht produktiv aber doch nachschaffend in strenger Bewahrung der Tradition. Wertwürdig wirkt dagegen die Kostümierung. Hier stehen Schichten alter Trachten und Symbole neben Ausrüstungsstücken der Vorkriegszeit oder modernster städtischer Mode!

In anderen Gemeinden wieder haben sich Reste anderer Volksschauspiele erhalten; so die „Christkindl“, d. h. Krippenspiele, die die Weihnachtsgeschichte von Bethlehem mit der Anbetung der Hirten vorführen, oder „Adam und Eva“ mit der Geschichte vom Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies. Andere religiöse Stoffe (Samson, Genoveva) sind nur ganz wenig noch lebendig. Die schönsten Gewänder bei der Aufführung tragen sicherlich die „Christkindlmädel“. Maria und die Engel haben viele blütenweiße, gestärkte Röcke übereinander an, so daß sie wie Gloden aussehen, tragen weiße Blusen und auf dem Kopf wunderhübsche glitzernde Kränze aus Wachspelzen, Blumen und Flitterzeug. Wenn man die ganze Reihe schmuder, rundköpfiger Mädel ansieht, so könnte man wirklich meinen, daß es kleine Engel wären! — All diese schlichten Schauspiele, die durch ihre lange mündliche Überlieferung bisweilen stark gelitten haben und fast nur noch von Kindern gespielt werden, finden nie im Gasthaus, sondern stets nur in den einzelnen Bauernstuben statt. Am Aufführungstage zieht die kleine Spielschar von Haus zu Haus und die Erwachsenen hören Jahr für Jahr von neuem aufmerksam zu und in hingebungsvoller Andacht lauschen die Kinder.

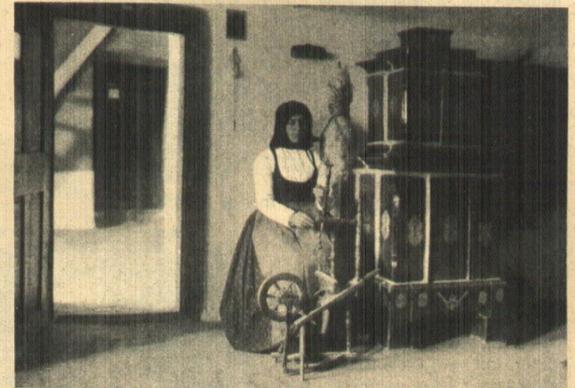
Zu der Jugend kommt während der Adventszeit der „Nikolo“, unser Nikolaus oder Knecht Ruprecht. Er, der alte Mann im weißen Bart, hat sich in einen großen Mantel gehüllt, raffelt drohend mit seiner Kette, oder schwingt die Rute über den bösen Kindern; die guten werden durch Nüsse, Apfel und süße „Ledwar“ belohnt.

Am Beginn der Weihnachtsfeiertage steht die feierliche „Mette“, die nachts 12 Uhr am Heiligabend in der Dorfkirche stattfindet. Nicht nur aus allen Häusern kommen dazu die kleinen Öllämpchen gefunktelt, sondern auch aus der weiten Umgebung, von den einsam gelegenen Höfen, fahren die schweren Bauernschlitten an. Da draußen auf der Pflaß pfeift der eisige Wind tüchtig! Die Männer können sich leicht dagegen schützen durch ihre Pelzmützen und ihren großen zottigen Fellumhang, den „Bunda“, ein entliehenes Stück aus ungarischer und slawischer Tracht. Aber die armen Weibslent! Einen Mantel kennen sie nicht und so wärmen nur die „Subbl“, viele Röcke und das große, wollene „Halstuch“, das Kopf und Oberkörper dicht umhüllt. Am ersten Feiertag früh bringt heimlich das „Christkindje“ den Kindern kleine Geschenke, viel Gebäck und auch ein schlichtes Nadelbäumchen oder einen Tannenzweig, die mit Sternen und glitzernden Dingen geschmückt sind. Die Nachbarschaft und Freundschaft wünscht sich gegenseitig „glückselige Weihnachtsfeiertag“ und bisweilen sagen die Kinder die Wünsche in Form kleiner Sprüche. In einer vollkommen isolierten

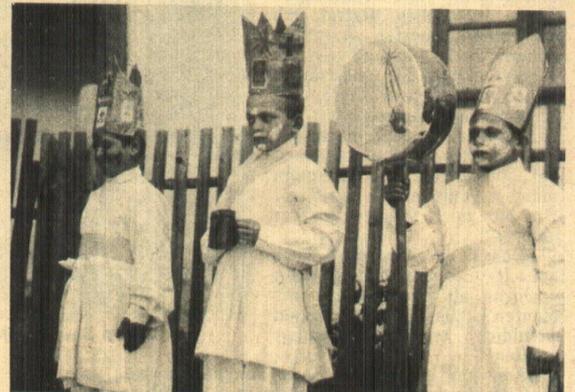
(Schluß auf Seite 8)



Schwabensiedlung Begledbercel im Winter



Schwabenfrau am Spinnrad



Die „Heiligen Drei Könige“ in den Ofener Bergen



Schwäbische Bauern im „Bunda“, einem weiten, verzierten Fellumhang